



[Nachdruck verboten.]
Das Teſtament der Judierin.

17) Roman in zwei Bänden von Mary Cecil Day
 (Martha Howard).

„Ihre Bemühungen um mein Wohl ſind doch zu ſelbſtlos,“ bemerkte Mrs. Pante trocken, „und ihr Beweggrund mir ein reines Rätſel.“

Theodora konnte weiter nichts erwidern; ſie ſtieg in den Wagen, lehnte ſich in die Ecke zurück und ſprach während der ganzen Fahrt kein Wort; ihr einziger Troſt beſtand in dem Gedanken, daß Honor in der für ſie beſtimmten Robe dieſen Abend lächerlich ausſehen und gegen ſie ſelbſt vollſtändig abfallen werde; denn ſeit ihrer Bekanntschaft mit Royden Keith war in dem ſonſt indolenten Herzen eine gehäſſige und eiferſüchtige Leidenschaft gegen die ſchöne Couſine erwacht.

„Sehen Sie, das wird für lange Zeit unſer Abſchiedsblick auf Schloß Abbotsmoor ſein,“ bemerkte der Pfarrer mit ungewohntem Ernſte ſich an Honor wendend, als der leichte Wagen unter den Bäumen der Allee entlang rollte, „es iſt eine herrliche Beſitzung, ich will nur wünſchen, daß das Trauerſpiel, welches wir uns heute ins Gedächtniß zurückgerufen haben, zum letzten Mal ſeinen Schatten darüber geworfen hat.“

Honor wandte ſich um und ſah ihm übertraſcht, faſt verlegt ins Geſicht:

„Gewiß wird es das letzte ſein, was ſollte auch wieder paſſiren?“

„Meine Liebe,“ antwortete der Pfarrer in einem Tone, aus dem das Mädchen heraus las, daß er Vieles beobachtet hatte, was an dieſem Tage vorgegangen, „es werden Trauerſpiele abgeſpielt werden, ſo lange Eiferſucht, Neid, ja — und Liebe unzügelte Leidenschaften ſein werden. Oft, dem Himmel ſei Dank, werden die Menſchen ihrer Herr, aber wir müſſen Jeber unſer Beſtes dazu thun, mein Kind, daß dies noch immer mehr geſchieht.“

Mittlerweile war das Tageslicht ganz geſchwunden, als die Vicar-Gefeſſchaft die Villa Parkhaus erreichte, die Luſt hatte ſich nach dem Regen ſo abgekühlt, daß es Allen nicht unangenehm war, ein luſtiges Kaminfeuer in den ſchönen, ſteifen Räumen vorzufinden.

„Du mußt wirklich Deine Kleider wechſeln,“ bemerkte Theodora, als ſie mit ihrer Couſine in der Halle zuſammentraf, „komm mit mir auf mein Zimmer.“

Honor wollte nicht lange dort; faſt ebenſo raſch als die anderen Gäſte, welche ſich nur um die Hände zu waſchen zurückgezogen hatten, war ſie wieder unten im Salon und trank am Kaminfeuer ihren Thee und unter allem unwillkürlichen Lachen, welches ihre Erſcheinung hervorrief, war das ihrige am herzlichſten.

„Theodora, meine Liebe,“ plagte Mrs. Trent heraus, indem ſie noch dazu ihre Vorknet auf Honor richtete, „wie ganz anders als Du ſiehſt Honor in dem Kleide aus.“

Das junge Mädchen war jedoch ſelbſt in dieſem mehr als fraglichen Kleide nicht in den Hintergrund geſchoben. Es ſchien faſt, als hätte ſie ſich vorgenommen, nun erſt recht, trotz der unliebſamen Gewandung, Theodoras Rivalin ſpielen zu wollen, die ſich ſelbſt einbildete, ſie ausgeſtochen zu haben. Aber eine ſolche Abſicht lag in Wirklichkeit ihren Gedanken fern, in ihrer nächſten Leichtherzigkeit, verbunden mit jener Empfänglichkeit für das Schöne ſowohl wie für das Lächerliche entſprachelte ihr nur ein Frohſinn und eine Heiterkeit, welche für alle Anweſenden wirklich anſteckend waren.

„Ich mag ſo gern, wenn junge Leute ſich amüſiren,“ bemerkte Mrs. Pante zu dem Pfarrer, als dieſer zu ihrem Divan ſeranttrat, „aber ſehen Sie, bitte, einmal Theodora Trent an. Iſt es ein Ueberbleiſel eines vergangenen Zeitalters, oder der Vorläufer eines kommenden? Wie wenig Friſches und Natur-

iches beſitzt ſie doch, ſie, die doch das Modell dieſes Jahrhunderts ſein will!“

„Unſer Zeitalter iſt ſchon ganz gut. Honor mag ebenſo gelangweilt ausſehen, wenn ſie ſo lange wie Miß Trent in der Geſellſchaft verkehrt hat.“

„Beobachten Sie jezt Mr. Haughton,“ fuhr die kleine alte Dame nach einer Pauſe fort, „er war vor einigen Augenblicken zornig auf Honor, nahm ein Buch und that, als ob er leſe, während ſeine Hand zitterte, wie ich glaube, daß eines Manns Hand nur in Romanen zittern könne. Der Rittmeiſter dagegen ſcheint hier mehr in ſeinem Elemente zu ſein, als in den Räumen von Abbotsmoor.“

„Wahrſcheinlich, weil dort die Teppiche fehlten und Trent iſt vor allen Dingen ein Salonheld.“

„Was iſt das doch für ein Sprichwort?“ fragte Mrs. Pante, indem ſie mit ihren verſchmigten Augen Royden's elegant nachläſſige Geſtalt verfolgte, „welches ungefähr jagt: Ein Soldat iſt lieber nach Pulver, als nach Reichthum riechen.“

„Theo, meine Liebe,“ rief jezt deren Mama, „ſollen wir nicht ein wenig Muſik hören. Wenn Du nun den Anfang machteſt?“

Die Angeredete ſträubte ſich zwar erſt etwas; nahm aber, als die Bitte ihrer Mutter auch durch die übrigen Anweſenden unterſtützt wurde, mit langſamer Grazie ihren Platz vor dem Flügel ein und wartete einige Sekunden lang mit gefalteten Händen, wie es ſchien, auf eine Inſpiration. Doch ruhte Miß Trent ſehr gut, was ſie dieſen Abend ſingen wollte; das Programm ſtand ſchon feſt, ehe ſie und ihre Mutter die Einladung an ihre Gäſte richteten.

Nach ihrem Vortrage verſtand ſich Rittmeiſter Trent auf „allgemeine Bitte“ zu einem ſeiner Lieder und führte es ſehr ehrenvoll durch. Dann — weder Mr. noch Miß Haughton hatten eine Ahnung von Muſik — griff Rhoebe nach den Taſten, um die Zuhörerſchaft durch eine ellenlange Kederie zu entzücken; die Läufe derſelben wurden zwar durch ihre kleinen plumpen Finger ziemlich holperig ausgeführt, doch erntete ſie nichtsdeſtoweniger, als ſie zu Ende, ungetheilten Beifall.

„Miß Craven, ſingen Sie nicht?“

Mr. Keith, den Theodora gerade dringend um ein Lied gebeten hatte, wandte ſich mit dieſer Frage an die junge Dame, welche von ihrer Couſine bis dahin vollſtändig ignoriert worden war.

„Ich habe keine gute Stimme, habe auch immer lieber ein neues Muſikſtück probirt, als gerade jorgfältig geübt.“

„Dann ſpielen Sie wohl ſehr leicht vom Blatt?“ fragte er lächelnd.

„Ja, es wird mir leicht, aber —“

„Aber mit mir zuſammen werden Sie doch ſingen?“

„Nun, Mr. Keith,“ bat Theodora, vom Clavierſeſſel ſich umſehend, „kommen Sie, ich werde Sie begleiten.“

„Gern,“ antwortete dieſer, viel herzlich, als er vor einigen Minuten gethan haben würde, „Miß Craven und ich ſind bereit und wollen das erſte beſte Duett ſingen.“

Mit dieſen Worten nahm er einen Auszug aus der Oper „Faust“ und ſchlug ein Duett zwiſchen Faust und Margarethe auf. Die Gäſte hörten ſchweigend zu, einige derſelben gruppirten ſich faſt unbewußt um das Instrument und lauſchten entzückt.

„Bitte, noch eins,“ riefen Lady Sommerſon und der Pfarrer faſt in einem Athem, als die letzten Accorde verklungen waren.

„Ja, bitte, noch ein Duett aus derſelben Oper,“ fügte die kleine Mrs. Pante hinzu.

Royden wandte die Blätter und fragte Honor, ob ſie das, auf welches er zeigte, ſingen wolle. Sie nickte herbeizwillig, und Theodora, welche die ziemlich ſchwierige Begleitung übernahm, begann von Neuem mit mürrischem Eifer. In dieſem Duett lag nicht die hingebende Rärtlichkeit des vorigen, es war d

Ausdruck einer wilden leidenschaftlichen Verzweiflung, und als die letzte Note gesungen, überkam Honor plötzlich eine tiefe Traurigkeit.

„Ich wünschte,“ dachte sie für sich, „wir hätten dieses Duett zuerst gesungen, es ist so tief traurig und hat mir das Schöne und Glückliche in dem andern verdorben.“

Theodora ließ natürlich nicht eher nach, bis Mr. Keith auch mit ihr ein Duett sang, während Honor froh war, sich unbemerkt abseits setzen zu können, und als Royden endlich das prachtvolle Tenorsolo „versar nel mio“ vortrug, welches, wenn gut gesungen, schöner und zarter zur Klavierbegleitung im Salon, als auf der Bühne klingt, beugte sie ihr Köpfchen über ein Buch, als ob sie eifrig lese, und gebot Hervey, welcher einmal mit ihr zu lästern anfangen wollte, fast mit einem Schluchzen in der Stimme Schweigen; erst als das Musikstück zu Ende, verließ sie die traurige Stimmung.

„Woran denken Sie, Honor?“ fragte Mrs. Bayte jetzt, als sie des Mädchens Blicke bald auf Theodora, bald auf deren Mutter gerichtet sah.

„Ich dachte,“ antwortete diese ohne Zögern, „wie ich versuchen würde, meine Gäste zu unterhalten, wenn ich reich wäre. Welch reizende Gedanken waren es!“ fügte das Mädchen in plötzlicher Erinnerung hinzu.

„Sehr einfältig,“ gab die alte Dame so laut zurück, daß Honor das Roth in die Wangen stieg, „aber a propos, dabei fällt mir ein, daß ich eine kleine Wahriagerin oben in meiner Tasche habe. Mrs. Disbrowe — der Kernsten Einfälle sind entschuldbar — machte sie und hat mich, dieselbe zu ihrem Amusement mitzubringen. Ich möchte nur wissen, ob wirklich Jemand an solche Dinge glaubt. Nun, Sie werden ja selbst sehen, wie unzutreffend die Mottos ausfallen werden. Wollen Sie sie holen, Honor? Dann wollen wir sehen, was sie uns mittheilt. Heute kann man ja einmal einfältig sein.“

„O ja, wir wollen uns wahrjagen lassen!“ rief Phoebé entzückt aus, während Honor fortließ, das Gewünschte zu holen.

„Ja, natürlich,“ unterstützte Theodora sie. „Mr. Keith, werden Sie sich auch wahrjagen lassen?“

„Nochmals muß ich daran erinnern,“ begann Mrs. Bayte, als Honor das Packet brachte und in ihren Schooß legte, „daß ich die Mottos weber verfertigte, noch an sie glaube. Ich brachte das kleine Drafel mit, weil Setina meinte, es würde Ihnen vielleicht Scherz machen.“

Die Wahriagerin, welche sie jetzt hervorzog, war eine kleine Puppe in der Tracht einer Zigeunerin; die Falten ihres vielfarbigen weiten Rockes enthielten die Prophezeihungen. Sie legte nun diese kleine Puppe auf ihren Schooß, wählte sich einen Platz in der Nähe des Kamins und ließ die jungen Leute in respektvoller Entfernung warten. In der einen Hand hielt sie einen Bleistift, den sie dann und wann, jedoch ohne daß die Andern es bemerken konnten, gebrauchte.

„Nun, wer kommt zuerst, Sie, Miß Trent?“

„Ja,“ sagte Theodora beifällig, enthüllen Sie meine Zukunft zuerst.“

„Sie haben die erste Wahl unter den Nummern; neun sind überhaupt da.“

„So wähle ich Nummer Eins,“ war die selbstbewußte Antwort.

„Nummer Eins,“ wiederholte Mrs. Bayte bedächtig, als sie eine dunkelblaue Falte des Rockes ausriß, „auf Nr. 1 sieht;

Früher gaben zurück als Geschenk die Herzen nur Herzen, Heute in unserm Geschlecht giebt man die Hand, nicht das Herz! Ich weiß wirklich nicht, welchem Dichter dieses entlehnt ist,“ fuhr die kleine Dame, ohne aufzusehen, fort, „doch Sie sehen gleich bei dem ersten, wie unzutreffend das ist. Soll ich fortfahren?“

„O ja, bitte,“ rief Phoebé, während Einige schwiegen und über Theodoras Drafelspruch sich wunderten.

Dann wählen Sie,“ fuhr die kleine Dame, das junge Mädchen aufmerksam anblickend, fort, „irgend eine Zahl von zwei bis neun.“

„Sieben,“ rief diese, indem sie erregt in die Hände klatschte, „sieben ist eine Glückszahl!“

„Sieben,“ wiederholte die Wahriagerin und riß eine knallrothe Falte ab, „auf Ihrer Karte steht:

Ein Weib ist oft einem Berge vergleichbar; es ruht in ihr eine goldene Ader, die sie selbst nicht kennt. Das ist ein Gedanke Swift's, wenn ich mich recht entsinne; was halten Sie davon?“

„Das nenne ich keine Prophezeihung,“ sagte Phoebé traurig.

„Nun,“ fragte Mrs. Bayte wieder, indem sie das rothe Papier zusammenfaltete, „wer kommt jetzt, Sie, Miß Haughton?“

„Ich danke,“ war Jane's kurze Antwort.

„Doch bitte, Miß Haughton,“ drängte Royden mit seiner angenehmen Stimme, „lassen Sie uns alle unser Heil versuchen.“

„Es ist ja doch nur Unfinn,“ entgegnete Jane kalt, „wenn ich denn aber ebenso thöricht wie alle andern sein soll, so sage ich Nummer neun.“

„Neun, neun,“ murmelte die alte Dame, sich über einen gelben Streifen beugend, „es sind ein paar Strophen von Tennyson:

Für Dich die Welt nur dunkel ist;

Warum? — Du selbst die Ursach bist.

Hoffentlich,“ setzte sie ihre halb geflüsterten Worte fort, erwartet man nicht, daß jedes zutreffend sein soll. — Nun, Honor, jetzt kommt die Reihe an Sie; auch das Ihrige wird wahrscheinlich nicht passen. Eine alberne Prozedur, nicht wahr? Wählen Sie eine Zahl!“

„Acht, bitte; welche Farbe hat die Nummer, Mrs. Bayte?“

„Seien Sie nicht ungeduldig und neugierig,“ entgegnete die Angeredete, während sie ein himmelblaues Papier aus dem Rocke hervorzog, „auf diesem steht:

Ja, sie ist schön: drum muß man um sie werben;

Sie ist ein Weib: drum kann man sie geminnen.

Das ist ja aus dem ersten Theile König Heinrich's VI. wie absurd.“

„Ja, sehr absurd,“ lachte Honor, erröthete jedoch ein wenig, als sie Mr. Keith's Blicken begegnete.

„Welch' ein Treffer,“ rief Rittmeister Trent, geben Sie mir einen ähnlichen, ich nehme Nummer drei; mich wundert, daß noch keiner diese Zahl gewählt hat.“

„So?“ meinte Mrs. Bayte zerstreut, eine Falte mit einem dicken weißen Blatte öffnend, „wir wollen annehmen, daß diese besonders für Sie reservirt ist. Hier, hören Sie:

Mein Lebensschiff liegt am Cap der guten Hoffnung, vom Winde abhängig; neblig liegt die Zukunft noch vor mir, und ich warte nur auf eine sanfte Brise, die mich vom Stapel laufen läßt.

Wer mag diesen Ausdruck gemacht haben? Der alberne Mensch, solche Vergleiche anzustellen!“

„Vielleicht ist des alten Middelton Geld dafür verantwort- lich,“ äußerte Honor nachdenklich.“

„Wie, Honor, Du Kindskopf,“ bemerkte Theodora, „Du thust ja, als ob dies alberne Zeug wahr wäre! — Mr. Keith, Sie werden es sich doch nicht einfallen lassen, eine Zahl zu versuchen. Nicht wahr?“

„Doch, ich habe keine Ruhe,“ erwiderte Royden ernst, „bis ich mein Motto ferne. Bitte Mrs. Bayte, geben Sie mir Nummer fünf.“

„Die ist noch zu haben,“ bestätigte die alte Dame, „aber lassen Sie sehen, was auf ihrem scharlachrothen Papiere steht, ich kann kaum den Sinn herausfinden. Es ist von Byron, aus Manfred, glaube ich:

Zwar fühl ich den Impuls, doch folg' ich nicht,

Erblicke die Gefahr, doch weich ich nicht,

Im Geiste schwank ich, doch mein Fuß steht fest.“

Fortsetzung folgt.

[Nachdruck verboten]

Eine verdamnte Geschichte.

Von Collins Rudlin.

Es war eine schwüle Nacht in London; zu schwül um zu Bette zu gehen, und so saßen wir denn und unterhielten uns von dem und jenem, wie es sich gerade ergab, und von manchem anderen auch noch.

Plötzlich bog sich Teddy Bowles in seinen Lehnstuhl zurück, blies den Rauch seiner Cigarette in passenden Wolken von sich und sagte:

„Wißt Ihr schon das Neueste? — Ich bin verlobt.“

„Unfinn!“ sagte Fred Lock. — „Unfinn“, sagten die anderen alle. Er aber blieb steif und fest dabei: er sei verlobt, wenigstens habe er allen Grund zu glauben, er sei es.

„Und mit wem denn, wenn man fragen darf?“ sagte Fred und wir alle.

„Mit wem? Na mit wem sonst, als mit Florrie Sinclair.“

„Mit wem?!“ machten wir alle, denn wir glaubten, nicht recht gehört zu haben.

„Mit Florrie Sinclair.“

„Blech! — die kannst Du ja auf den Tod nicht leiden.“ erklärte Fred Lock.

„Kann ich auch nicht“, pflichtete Teddy Bowles ihm bereitwilligst bei; „jezt sogar noch weniger als früher. Aber verlobt mit ihr bin ich doch, oder wie gesagt, glaub' es zu sein, und wie das kam, das ist 'ne ganz verdammte Geschichte.“

„Los damit!“ — Und Teddy schob los. „Eigentlich“, begann er, „ist nichts daran Schuld, als der Fluß und dieses Bild“ — und Teddy zog bei diesen Worten ein Bild aus der Brusttasche, das er uns der Reihe nach vorwies. Es war das Bild einer Nonne, die ihre Augen — nebenbei ganz wundervolle Augen — zum Gebete gen Himmel empor-schlug.

„Wie ich zu dem Bilde gekommen bin, das weiß Gott allein, ich nicht. Eines schönen Tages war es da und damit basta; war da, und war nicht wieder fortzubringen, so oft ich's auch versuchte. Ich erinnere mich noch heute, wie's mir zum erstenmale in die Hände kam. Ich las ein Buch und schlug es zu. Eh' ich's aber zuschlug, suchte ich nach einem Buchzeichen, suchte, griff auf den Tisch und hatte das Bild in der Hand. Das Gesicht hatte etwas Ansprechendes, nein, mehr noch, etwas Faszinirendes für mich. Es sah so unschuldsvoll, so süß, so liebreizend aus und mir war damals so freudlos und öde. Gewaltfam mußte ich mich von dem Anblick des Bildes trennen, allein immer und immer wieder nahm ich es zur Hand und versank bei seinem Anblick in seltsame, süße, sehnsüchtvolle Träume. . . . Ich war verliebt. Es war zu dumm, aber ich war verliebt; verliebt in ein Bild! Ich selber kam mir lächerlich vor und wollte das dumme Bild vernichten. Vernichten? Nein, wozu? Aber wegstun wollte ich es, mir aus den Augen schaffen, ja, das wollte ich. Ich wollte es hinthun, wo es mir nie mehr zu Gesichte kam, und legte es zu meinen unbezahlten Rechnungen. Dort soll es seine gute Ruhe haben.“

„Hatte es die?“ Nein. Am nächsten Tage suchte ich mein Papiermesser. Ah — da lag es. Es hatte sich zwischen Schub- und Schreibplatte geklemmt, ich mußte die Schublade öffnen und — mein erster Blick fiel auf das Bild. Eines Tages kam Will Charmers zu mir und sah, wie ich mit dem Bilde mein Buch aufschnitt. Er lachte und ich schleuderte das Bild weg, so weit ich konnte.“

Tags darauf setzte ich mich ans Klavier. Der eine Ton klang, als hätte sich was zwischen die Saiten geklemmt. Ich sehe nach, — was war's? das Bild, — wieder das Bild, das mich mit seinen süßen, unschuldsvollen Augen, wie in stummer, stehender Bitte ansah. Mein Herz aber klopfte und klopfte und . . . es war zu dumm, ich preßte es an die Lippen wie einen wiedergefundnen Schatz. Dann aber — je nun, dann wurde ich mir meiner Einfaltspinselerei bewußt und warf das Bild wüthend in den Papierkorb. So, jetzt war ich sicher: jetzt kam es weg.“

Tags danach stand ich auf, frühstückte, zündete mir eine Zigarette an und dachte gerade darüber nach, ob ich nicht einen recht, recht triftigen Grund finden könnte, um nicht zu arbeiten, da streckte ich meine Hand aus, um die Asche von der Zigarette abzustreifen und — wo fällt die Asche hin? auf das Bild, das die Aufwartefrau fein säuberlich aus den Papieren gerettet und mir auf den Tisch wieder hingelegt hatte. Von da ergab ich mich in mein Schicksal und behielt das Bild bei mir. Ich trug es immer in meiner Brusttasche herum. Es wurde mir zum Talisman und Ihr gabt gar keine Ahnung, was für einen riesigen Einfluß das Bild, oder vielmehr meine Liebe zu dem unbekanntem Original auf mich hatte. Oft genug, wenn ich mich mit irgend einem Mädch vom Ballet oder dergleichen einlassen wollte, fiel mir plötzlich die Brieftasche in die Hand, ging auf, zeigte mir das unschuldsvolle Engelsgesicht meines idealen Weibes und — mit dem Balletmädel war es nichts. Oder wenn ich in ein Fingeltangel treten wollte und die Brieftasche zog, um das Billet zu kaufen, — sahen mich die Augen meines Ideals so ordentlich stehend an, daß ich Billet, Billet sein ließ und statt ins Fingeltangel in den Klub ging, denn — ich konnte doch nicht die reine Unschuld mit zu nehmen! — Kurz und gut, das Mädchen machte mich besser

in jeder Beziehung und ich fühlte seinen erzieherischen Einfluß mehr und mehr.

Dieser idealen Liebe gab ich mich natürlich um so williger hin, als gar nicht die geringste Gefahr dabei war, daß sie je in die Wirklichkeit übertragen werden könnte, ja im Gegentheil, als sie mich sogar vor der Gefahr seite, je in die Schlingen eines anderen Weibes zu fallen, und das — war immerhin etwas. Ich konnte mich also ohne jede Furcht in der Gesellschaft von Müttern und Töchtern, von Witwen und Mädchen bewegen und so — that ich's bis gestern. Gestern aber — — — „schenk' mir 'mal 'nen Schluck Cognac ein, Fred! — gestern also machten wir eine Partie stromaufwärts nach Marlow. Florrie Sinclair war mit und einige andere Mädels, die viel netter und gefährlicher waren, als Florrie Sinclair. Natürlich wurde eine Bootfahrt in Vorklag gebracht. Nun giebt es nichts, was so verführerisch wirkt, wie eine Bootfahrt zu Zweien. Es durchweht einen dabei ein so eigentümliches Gefühl, das die Seelen förmlich zu einander stimmt, das zur Aussprache drängt und . . . na, ich kenne die Bootfahrten, und nicht um die Welt brächte man mich in einen Kahn mit einem Mädch, das mir gefällt, und das mir's anhaben könnte. Florrie Sinclair aber, na, die konnte mir nicht gefährlich werden, die war mir so zuwider, daß ich es ruhig mit ihr wagen konnte, und ich lud sie daher ein, mit mir zu fahren. Zu allem Ueberflusse hatte ich ja auch noch meinen Talisman mit!

Den ganzen Weg bis gegen Hurlen zu rauchte ich und sprach fast kein Wort, höchstens sagte ich, daß so 'ne Partie eigentlich recht mordsmäßigen Hunger mache, und darauf legten wir die Ruder zusammen, ließen uns sanft auf dem Wasser dahin treiben, packten unseren Mundoorath aus und aßen und tranken. Dann griff Florrie Sinclair wieder nach den Rudern, pudelte dann aber nur lachend im Wasser herum, was ihr einen närrischen Spaß machte, — plötzlich aber — ruck, saßen wir fest! Na, das war auch gerade nicht das Schlimmste, was uns passiren konnte, ja, im Gegentheil, Florrie klatschte sogar fröhlich in die Hände und rief freudestrahlend:

„Halloh, nun sind wir gefangen, gefangen!“ Und wollte sich ausschütten vor Lachen.

Na, und wenn's ihr recht war, mir war es auch recht. Das schaukelte so sanft, das Wasser gluckerte so traulich und schlug so rhythmisch an den Bug unferes Schiffchens an, die Blätter über uns rauschten so seltsam, und auch im Schiffe regte es sich wie leise, flüsternde Stimmen, so daß eine ordentlich poetische Stimmung über mich kam. Diese Flußstimmungen sind unwiderstehlich. Man muß sentimental werden, selbst wenn man ein Mädch neben sich hat, daß einem im Grunde der Seele widerwärtig ist.

Auch wir wurden sentimental. Florrie Sinclair nahm meine Hand und meinte, sie wolle mir wahr sagen: sie sagte, ich sei in ein Mädchen verliebt, das meine Liebe erwidere. Nun war die Reihe an mir, und ich wollte ihr wahr sagen. Ich nahm ihre Hand — nebenbei eine ganz allerliebste Hand — und begann die zarten Linien darauf zu studiren. Ich sagte ihr nun, ein junger Mann sei ganz ungeheuer verliebt in sie, und auch sie müsse seine Liebe erwidern. Darauf lachten wir beide, aber, der „Stimmung“ angemessen, nicht so ganz von Herzen, wie wir sonst wohl gelacht hätten. Dann fing sie an, mir Einiges aus ihrem Leben zu erzählen, Dinge, die sie noch niemandem anvertraut hätte, als mir. Als sie fertig war, begann ich ihr zu erzählen, und indessen wurde es später und später, die Sonne schickte sich allmählig an unterzugehen, und die letzten rothgoldenen Strahlen fielen durch das Blätterwerk und woben einen goldigen Strahlentrans um Florris blondes Haupt.

„Muß doch einmal ein ganz reizendes Mädch gewesen sein“ dachte ich bei mir, „ist eigentlich, beiichte besehen, noch jetzt eine famose Erscheinung, sehr famos sogar, — diese Haare, diese Augen, dieser Blick . . .“ und weiß Gott, ich stehe für nichts, was weit die „Stimmung des Flusses“ auf meinen Enthusiasmus gewirkt hätte, wenn ich nicht schnell nach meinem Talisman gegriffen hätte. Ein Blick auf das Bild und — ich war gerettet. Ein Seufzer der Erleichterung machte mir Luft.

„D“, sagte Florie Sinclair. „Was haben Sie da?“

„Ein Bild.“

„Ach! Und was für ein Bild?“

„Das Bild eines Mädchens. Eines Mädchens, das der Stern meines Lebens geworden ist, das Bild des Mädchens, das ich liebe!“

So, nun hatte sie's weg! Nun war sie abgeschreckt. Sie aber lehnte sich auf meine Schulter, daß ihr Haar meine Wangen berührte und flüsterte: „darf ich's nicht sehn!“

oese
tothe
ugh
riner
ver-
wenn
sage
einen
von
er-
onor,
ahr?
hr?
Mrs.
gnete
dem
wie
enig.
Sie
dert,
inem
diese
ung,
mir,
tapel
nisch,
port-
Du
eith,
zu
„die
mir
aber
reht,
aus
oben
n zu
uns
chem
rück-
sich
beren
stiens

"D gewiß", sagte ich und reichte es ihr hin.
Sie betrachtete es lange

"Ich habe mich doch sehr verändert, nicht wahr?" fragte sie dann. "Es ist schon sechs oder sieben Jahre her, als es aufgenommen wurde und sechs Jahre gehen nicht spurlos vorüber. Ich will Dir gleich morgen ein besseres geben, Teddy, eins aber, nicht wahr, muß ich Dir wirklich sagen: auf zartere Weise ist noch nie einem Mädchen die Liebe gestanden worden, auf zartere Weise wurde noch nie um eines Mädchens Hand gebeten."

Und ich — — ?!

Mein Herz bekam einen Schlag daß das Boot davon flott wurde, und wer weiß was für ein Unglück geschehen wäre, wenn nicht ein anderes Boot von der Parthie gerade hinzugekommen wäre. Auch dort drinn saßen zwei, die sich verlobt hatten. Auch dort! Das heißt die Frage ist ja noch nicht entschieden: Bin ich nun verlobt oder bin ich's noch nicht?"

Da stand Fred Lock auf, streifte seine Asche von der Cigarre ab und sagte ernsthaft:

"Beruhige dich Teddy: du bist's. Aber eine verdammte Gesichtete bleibt es doch. Goddam!"

Allerlei.

Der älteste deutsche Kaisermantel. Eine erfreuliche Thatsache ist es, daß die Deutschen mit der Einnahme der alten Reichsstadt Metz auch den ältesten deutschen Kaisermantel zurückerobert haben. Schon seit Jahrhunderten wird nämlich in der Kathedrale zu Metz auch der Kaisermantel Karls des Großen aufbewahrt. Die Zeit, in welcher derselbe seinen Platz dort angewiesen erhielt, läßt sich freilich nicht genau angeben, da die Dokumente, welche allenfalls darüber Aufschluß hätten geben können, während der französischen Revolution theils verbrannt, theils abhanden gekommen sind. Genau weiß man aber, daß daß der besagte Mantel für den Kaiser Karl den Großen angefertigt wurde, der sich bekanntlich am Weihnachtsfest 800 die deutsche Kaiserkrone in Rom aufsetzte; wiederum ist nicht bekannt geworden, welcher Künstler den Mantel angefertigt hat. Daß diese historische Reliquie aber beinahe tausend Jahre alt ist, ersehen wir aus einigen Gesichtswerken. So erzählt u. A. Emilie Regin in seiner Chronik von Metz, daß Karl der Große jenen Mantel so oft anlegte, als er in Metz weilte und das war nicht selten der Fall. Aber auch die eigenthümlich steifen Linien in der Zeichnung der Reichsadler wie in den übrigen Verzierungen, ferner die Ausführung der Stickerei selbst, charakterisiren das Ganze als einem früheren Zeitalter, nämlich der Periode der Entwicklung der romanischen Kunst angehörend, und endlich lassen die verblichenen Farben des Mantels mit Bestimmtheit auf ein so hohes Alter schließen. Das Oberzeug des Mantels besteht aus einem Gewebe von ziemlich starker purpurrother Seide, auf welche vier große, deutsche einfache Adler aufgesetzt sind, die in ihren Flügeln die verschiedenen Reichsabzeichen tragen. Die gesammte Stickerei besteht aus Vorden, welche, aus gelber Seide und Goldfäden höchst unvollkommen gemerkt, in verschiedenen Nuancen durch grüne und blaue, zum Theil weiße Seidenfäden eingefasst und dann mittels rother Seide durch Heftstücke auf dem Purpur befestigt worden sind. Etwa fünf Jahrhunderte später, nach der Zeit der Kreuzzüge, erlitt der Mantel, dessen ursprüngliche Form ein halbes jymmetrisches Achteck war, dadurch eine Veränderung, daß man die Ecken wegschnitt und ihm die Form eines Halbfreiees gab. Außerdem wurde der Mantel mit blauer Leinwand gefüttert und sein Borderrand mit einer Quirlkante von Heiligenbildern besetzt, welche jedoch ohne Werth sind und dem Mantel nur den Charakter eines Chormantels geben. Mit der Zeit wurde der heilige Mantel der äußeren Welt ganz unbekannt und in einem eigens dazu angefertigten Schreine in der großen Sacrifrei der Kathedrale als Reliquie aufbewahrt. Zu Anfang des Jahres 1866 wurde der Mantel durch einen Herrn von Tigny für den Kaiser von Oesterreich photographirt und eine Beschreibung seines heraldischen Schmuckes zugefügt. Zu welchem Zwecke, ist uns nicht bekannt. Nach der Einnahme von Metz erinnerte sich ein zur Fortification kommandirter Soldat desselben und durch Beschreibung und Zeichnung ertrah er die historische Reliquie der gänzlichen Vergessenheit.

Ein gerade nicht sehr neuer Schwindel ist vor einigen Tagen in Paris wieder mit dem gewünschten Erfolge ausgeübt worden. Zwei Kaler — wenigstens mußte auf diesen Beruf wegen des Kostüms der Herren und des von einem derselben in der Hand gehaltenen Farben-

lastens geschlossen werden — traten dieser Tage in ein kleines Restauvant der Rue Saint Georges und ließen sich ein Duzend Austern von einer fehr geschägten Sorte auftragen. Beim Verschlucken der letzten Auster stieß einer der jungen Leute plötzlich einen Schrei aus. "Was hast Du denn?" fragte ihn sein Begleiter. "Ich habe mit an einem Steine beinahe einen Zahn ausgebissen," erwiderte der Angeredete und zog bei diesen Worten einen harten Gegenstand aus dem Munde. "Das ist ja eine Perle," rief er in triumphirendem Tone aus. Sein Begleiter bemerkte, daß diese Auster, in der der kostbare Fund gemacht worden war, eigentlich ihm zukomme, da er nur fünf, sein Freund aber sieben Austern verzehet habe. Er reklamirte deshalb, aber sein Freund wollte durchaus auf sein Verlangen nicht eingehen. Sie gerietten hierüber in einen heftigen Streit und machten bereits Miene, sich in die Haare zu fahren, als der Wirth als Versöhner und Schiedsrichter dazwischen trat. Man kam dahin überein, daß der Wirth den Beiden ein reichliches Frühstück serviren sollte, ohne irgend eine Bezahlung zu verlangen, wogegen er, da ihm ja schließlich auch ein Recht auf die gefundene Perle zustände, Befitzer derselben würde. Die beiden Herren nahmen ein sehr reichhaltiges, mit guten Weinen gehörig angefeuchtetes Mahl ein, das auf 24 Francs zu stehen kam. Darauf drückten sie dem guten Wirth die Hand und gingen davon. Vor der Thüre brachen beide in ein schallendes Gelächter aus. "Sich' einer an, wie zufrieden sie sind!" rief der Wirth aus. "Na, ich bins auch. Ich habe meiner Frau noch kein Neujahresgeschenk gemacht und werde für sie die Perle in einen Ring fassen lassen." Als der brave Mann zu diesem Zwecke sich an einen Juwelier wandte, erhielt er natürlich, wie unsere Leser wohl schon geahnt haben, die erfreuliche Aufklärung, daß es sich um eine falsche Perle handle, die kaum zwei Sous werth, und daß er das Opfer zweier Schwindler geworden sei. Dem Wirth blieb nichts übrig, als sich an den Polizeikommissar zu wenden, um eine Klage gegen die beiden Nassauer anzuführen, wobei er melancholisch ausrief: "Was mich am meisten kränkt, ist, daß ich nachher noch für eigene Rechnung drei Duzend Austern gegeben habe, um vielleicht auch eine Perle zu finden. Natürlich fand ich aber keine! Die Sache kommt mich schön theuer zu stehen!"

Die Sucht Reklame zu machen, veranlaßte die Trapezkünstlerin Ella Pontico zu einem seltsamen Kunststück, daß sie in ganz Frankreich bekannt gemacht hat und ihren Ruf wohl für lange begründet. Ella Pontico war Mitglied eines kleinen Wanderzirkus, sie leistete wohl ganz Bedeutendes auf dem Trapez, aber man beachtete ihre Kunststücke nicht, weil ja nur der Fachmann zu beurtheilen mußte, ob die Trapezkünstlerin auf ihrem Gebiete mehr leistete, als die andern, die das gleiche Genre pflegten. Der Wanderzirkus machte begreiflicherweise keine besonderen Geschäfte, die Tageseinnahmen reichten oft nicht hin, um den Mitgliedern das trockene Brot zu sichern und so kam es, daß die besseren Kräfte allmählich den Zirkus verließen. Nur Ella Pontico hartete bei dem Direktor aus, so wollte ihn, dem sie ihre Geringfügigkeit verdankte, nicht verlassen und ihn der letzten Zugkraft berauben, denn Verto hatte sie als junges Mädchen zu seiner Truppe engagirt, als sie in den Straßen von Turin herumirrte, und nicht wußte, wo sie am Abend ihr Haupt niederlegen werde. Der Zirkus kam nach Bordeaux, es war wahrscheinlich, daß er auch dort nicht die gehofften Geschäfte machen würde und dann wäre die Ausflucht unermesslich gewesen. Da entschloß sich die Trapezkünstlerin zu einer sehr gefährlichen Reklame. Es war am 27. Oktober um die Mittagszeit, die Bürger von Bordeaux mit ihren Familien prominenten eben vor dem Dome auf dem Plage, als man plötzlich an dem Thurmfenster des Domes sich eine weibliche Gestalt herauschwingen sah, die mit affenartiger Schnelligkeit längs der Leitung des Blitzableiters auf die Spitze des Thurms kletterte und oben auf dem Kreuze des Thurmes machte die in Tricot gekleidete Frau die seltsamsten und gewagtesten Kunststücke, so daß dem Publikum, das sich zu Tausenden angeamelt hatte, das Herz vor Schrecken still stand. Nach einer halben Stunde verließ die Kühne ihren gefährlichen Aufenthaltsort und kletterte zur Erde nieder. Als man erfuhr, daß es Ella Pontico, ein Mitglied des neuen kaum beachteten Zirkus sei, strömte das Publikum in hellen Scharen in den Zirkus und die Trapezkünstlerin war mit einem Schlag die populärste Frau von Bordeaux und der Zirkus eines der besuchtesten Vergnügungsorte der Stadt.

Die größten Glocken. Es dürfte nicht Allen bekannt sein, daß die Kaiserlocke im Kölner Dom die schwerste Glocke ist, welche geläutet wird; sie wiegt 27,150 Kilo. In Paris langte vor Kurzem "Die größte Glocke Frankreichs an. Dieselbe, für die Kirche Sacré-Coeur auf Montmartre bestimmt, wurde von den Bewohnern Savoens der genannten Wallfahrtskirche zum Geschenk gemacht und heißt aus diesem Grunde kurzweg die "Savoynarde". Wie wir aus der Familienstiftung "Universum", in deren neuestem Heft sich u. A. eine Abbildung der Glocke befindet, entnehmen, wiegt sie mit dem Koch, an welchem sie aufgehangen wird, 27 065 Kilo. Die größten Glocken der Welt befinden sich in Moskau und in Mingum (Indien). Die Moskauer Glocke, im Jahre 1819 gegossen, wiegt 50 500 Kilo, ist 7 Meter hoch und hat 6 Meter Durchmesser, die Glocke der Kagode in Mingum soll über 100 000 Kilo wiegen. Von weiteren solchen erzenen Ungethümen sind noch die Josephinische Glocke des Stephansdomes in Wien mit 17 700 Kilo und die "Maria Gloriosa" des Erlatter Domes mit 16 750 Kilo erwähnenswerth. Von der letzteren geht die Sage, daß man sie noch zu Pfingsten hört, wenn sie zu Ostern geläutet wird.

Verantwortl. Redakteur Dr. Walther Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.